Assimilation will never bring salvation

Mia Nägeli, 1991, ist in der Ostschweiz aufgewachsen und arbeitet als Autorin, Musikerin und Künstlerin mit Pop, Transfeminismus und Trauma. Sie ist Teil des Duos CAPSLOCK SUPERSTAR und des Kollektivs Dieter Meiers Rinderfarm und veröffentlicht mit weiteren Projekten Musik, Filme oder Zines und realisiert Installationen und Performances. Sie lebt in Wien und Basel.
Mit dieser Ausgabe verabschiedet sich Mia Nägeli von der 24/7-Traumacore-Kolume. Diese endet damit.

Ich kriege häufig Hassnachrichten, ich soll mir die Adern aufschneiden, die Fresse halten, dieses und jenes. Häufig sind sie mir egal, ausser wenn sie von Menschen kommen, die mir irgendwie nahe sind. Wenn mir eine trans Frau schreibt, ich sei hässlich und krank und sie hoffe, Gott würde mich finden, tut das weh. Nach einem Text über Krankheit habe ich solch eine Nachricht gekriegt, von einer, die es geschafft hat. «Geschafft» meint: Die nicht mehr hässlich und krank ist, oder anders gesagt: die aussieht wie eine cis Frau, die Gott und Mann im Haus hat und im Haus über die Menschen draussen lästert, die das Quartier unsicher machen würden, weil sie so kriminell, so krank, so anders sind.

Es ist verlockend, Sicherheit in Anbiederung an die Normgesellschaft zu suchen. Ich bin hie und da kurz davor, alles hinzuschmeissen: die Behinderten, die Trans, die armen Freund:innen, die, denen es etwas schlechter geht als mir, die weniger Geld, weniger Reichweite, weniger Ressourcen haben als ich, denen man Krankheit, Behinderung oder Queerness von Weitem ansieht – die anderen eben. Ihr kennt sie von früher, von davor, von draussen.

Als ich zu Rape und Sexismus schrieb, hatte ich eine stabile Fankurve aus cis Frauen, die mir Geld spendeten und bei jedem Text brav klatschten. Es wäre ein easy way out gewesen: immergleiche Projekte crowdfunden, «Nicht alle Männer, aber immer ein Mann» auf Shirts drucken und als vorbildlich unaufgeregte Transe vor weissen Frauen weissen Feminismus performen. Als ich aber den gleichen Leuten ihre internalisierte Transfeindlichkeit aufzeigte, fielen Sympathie und Spenden rasch weg. Dann wünschte ich mir, ich hätte mir den Kopf nicht rasiert und doch noch eine OP gemacht, hätte mir Makeupskills angeeignet, mir irgendeinen Mann geangelt und mit ihm in einem Einfamilienhaus über Menschen gelästert, die sichtbar krank oder queer sind, über die anderen, die da draussen – they're not like me, I'm a good girl. Right?

Wenn ich zwischen Hass und Exklusion wieder an solch einem Punkt ankomme, lese ich bell hooks, Audre Lorde, schwarze Feministinnen, die seit Generationen erzählen, was jede Generation wohl neu lernen muss: Respectability Politics ist keine Lösung. Der Versuch, an Sicherheit zu kommen, indem man «eine von den Guten» spielt, an Körper und Geist alles abschleift, das aneckt, ist zum Scheitern verurteilt. Beim kleinsten Ausrutscher wird man dann doch aus dem Haus und vor den Bus geworfen, zu all den anderen, von denen man sich doch eben noch distanziert hatte. Assimilation will never bring salvation. Und the master's tools will never dismantle the master's house. Und meine kleine Widerständigkeit wird des Herrschers fucking Haus auch nicht abbauen, aber I promise: Ich werde mich nicht in einer gesunden, normschönen Mehrheitsgesellschaft mit linearen Lebensläufen und Vorgärten verstecken, ich werde nicht Gemeinschaft im Ausschluss von anderen kranken, queeren Menschen suchen, ich werde kein Haus aus Hierarchie und Scham bauen, in dem andere wie ich keinen Platz haben. Lieber stehen wir gemeinsam draussen, im Regen, in der Sonne, im Freien.